



Harvard am Bodensee

Die Universität Konstanz als gebaute Utopie

Der baden-württembergische Ministerpräsident und spätere Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger sei, so will es die Legende, mit dem Auto von einer Italienreise zurückgekommen. Als er oberhalb von Kreuzlingen über den Berg kam und sich der Blick auf Konstanz und den See öffnete, habe er beschlossen: „Hier gehört eine Universität hin!“ 1966 wurde die neue Universität gegründet und war zunächst in verschiedenen Gebäuden der Altstadt untergebracht. Nach umfassenden Planungen begannen 1970 die Bauarbeiten am bundesweit bald viel beachteten neuen Universitätskomplex. Nach mehreren Bauabschnitten 1983 abgeschlossen, wurde der Hochschulbau mit seinen Außenanlagen als Kulturdenkmal erkannt und 2012 in die Denkmalliste der Stadt Konstanz eingetragen.

Clemens Kieser

Die 1960er Jahre bedeuteten auch im Universitätsbau kühne Neubauprojekte und Experimente. Deutsche Hochschulplaner verfolgten insbesondere die britischen Projekte der „New Universities“. So ähnelt die Universität Konstanz in ihrer räumlichen Verdichtung den kleineren englischen Hochschulneubauten in Lancaster (1965–1968, Gabriel Epstein) oder Essex (1964–1965, Kenneth Capon). In ihrer planerischen Durchdachtheit ist Konstanz jedoch ohne Vorbild. Die Komplexität des Projekts ist geradezu Abbild eines vielstimmigen demokratischen Planungsprozesses, an dem Nutzer, Bauherrn, Baurecht, Universitätsbauamt und nicht zuletzt die Öffentlichkeit engagiert beteiligt waren. In der ersten Phase waren ganz verschiedene Masterpläne in der Diskussion. Die räumliche Verdichtung zu einem Großkomplex auf der Anhöhe über

einer breiten Grünzone wurde jedoch schon bald tragfähiger Konsens, auf dessen Basis die eigentliche Komposition der baulichen Anlage dann intensiv durchdacht wurde.

Planungsprinzipien

Die dicht bebaute Konstanzer Altstadt am Bodenseeufer machte eine Integration der Universität in den historisch gewachsenen, im Zweiten Weltkrieg unzerstört gebliebenen Stadtorganismus unmöglich. Auf der „grünen Wiese“ konnte man für Forschung und Lehre maßgeschneiderte Gebäude konzipieren beziehungsweise mit allgemein benutzten Systemmaßen kostensparend entwerfen. So wurde die Konstanzer Gesamtplanung über einem Großraster von 7,2 m geplant, einem Vielfachen des Kleinstasters von 1,2 m. Die auch in Konstanz angewandten Planungsstandards waren durch die Planungsgruppe für Institutsbau der Staatlichen Hochbauverwaltung erarbeitet worden. Dieses Regelwerk wurde von den Architekten später als „Schwarzbuch“ bezeichnet und von den Planern der Universität Konstanz als einschränkend empfunden. In der Folge versuchten die Architekten die Quadratur des Kreises, indem sie die Vorgaben der Typisierung zwar einhielten, diese aber auszureizen und ästhetisch zu überschreiten suchten. Obwohl das „Schwarzbuch“ erst 1969 gedruckt erschien, erreichte die 1961 gegründete „Planungsgruppe für Institutsbau“ bereits 1963 einen umzusetzenden Grundkonsens. So entstanden zwischen 1963 bis 1967 unter anderen die Neubauten für die Universitäten Freiburg und Karlsruhe mit demselben Rohbau- und Ausbau-

1 Südansicht mit der Insel Mainau, 2009.





system. Fachleute erkannten die Zwänge durchaus: Prof. Hans Kammerer, als renommierter Architekturlehrer der Universität Stuttgart nahe am Geschehen, begutachtete 1975 das weit fortgeschrittene Projekt und zollte seinen Respekt: „Die Maschine Konstanz sieht nicht aus wie eine Maschine, obwohl der vorgeschriebene Typensatz eingebaut ist.“

Norm und Form im Großkomplex

Trotz ihrer Allansichtigkeit und Vielgestalt war die Universität Konstanz stets als einziger zusammenhängender Komplex zu erkennen, der auf eine asymmetrisch ausgerichtete Mitte zulief (Abb. 1–3). Das oft abgelichtete, vor Ort schwer zu überblickende „Forum“, die skulptural gestaltete Platzanlage am Rande der Baugruppe, belegt tatsächlich nur einen verhältnismäßig kleinen Freiraum. In den abgelegeneren Außengebäuden befinden sich die Räume der Lehrenden, weiter innen die Räume der Lehre. Der Gesamtplan ist, obwohl auf einem Raster entworfen, von atemberaubender Komplexität, die Grundrisse und Gebäude ändern sich mitunter von Ebene zu Ebene. Die äußeren Ränder des Komplexes sind eher niedrig angelegt, zum Forum hin steigert sich die Höhe, denn hier liegen auch die für die Gemeinschaft wichtigsten Gebäude. Eine geradezu integrale Bedeutung erhielt die zentrale Gemeinschaftsbibliothek, die, analog zum Gesamtkomplex, einen allgemeinen mittleren Teil besitzt und sich in den äußeren Bereichen spe-

zialisiert. Die separate, baulich dominierende Universitätsbibliothek nach dem Muster vieler „New Universities“ in England wurde zugunsten einer baulich völlig in den Gesamtbau versunkenen Zentralbibliothek aufgegeben. Diese neuartige, die Institutsbibliotheken gänzlich ersetzende Bibliothek war von Anbeginn das Rückgrat der Reformuniversität Konstanz.

Die baulich verdichtete Anlage barg die Gefahr ästhetischer Eintönigkeit, deren sich die Architekten bewusst waren. Man schuf jedoch kein grünes Dorf, sondern eine enge, kleine Stadt am Hang. Die Menschen sollten, so der leitende Planer Wilhelm von Wolff, „durch die Universität wandern

3 Ostansicht mit Grünanlagen, Parkhaus und Heizkraftwerk, 2009.





4 Nordansicht mit Forum mit Mensa (gelb), Hörsaal- und Institutsbauten (blau), 2009.

können wie in einer Altstadt, Plätze und Gassen sollte es geben für zwangloses Zusammenkommen, vielleicht Geheimnisvolles hier und dort, um Erwartungen zu wecken.“ Das Bauprofil sollte nicht ausgleichen, sondern die topografische Situation steigern. Hohe Bauten wurden nach oben gesetzt und sollten steil aufragen, die weiter unten liegenden flach und ausgreifend wirken.

Hochschulbau als Wissenschaft

Der Architekt Horst Linde war 1957 bis 1972 als Leiter der Staatlichen Bauverwaltung des Landes Baden-Württemberg und Abteilungsleiter im Finanzministerium auch für den Hochschulbau zuständig. Unter seiner Ägide entstanden an allen Hochschulstandorten in Baden-Württemberg Neubauten, die die Universitätsbauämter in Erfüllung der Bau-normen eigenständig verwirklichten. Lindes Einfluss war prägend, zumal der mächtige Baubeamte 1961 bis 1974 in Personalunion eine ordentliche Professur für Stadtplanung an der Universität Stuttgart hatte, die er bald in eine Professur für Hochschulbau verwandelte. Zudem baute er ein viel beachtetes Zentralarchiv für Hochschulbau auf. Schon in den frühen 1960er Jahren ließ Linde Studenten Übungen zur Gestalt der künftigen Universität Konstanz abhalten, in seinem Seminar von 1962/63 wurde ein Modell gebaut. Da auch Planer des Universitätsbauamtes Konstanz an dem Seminar teilgenommen hatten, gingen Ideen dieser Studentenentwürfe in die Planung ein, darunter die äußere Verkehrserschließung unter Freihaltung der Talau.

Die bauliche Konzentration ist die zentrale und immer wieder variierte Idee Lindes und des Kreises um sein Stuttgarter Institut: Der Radius des Hochschulbereichs sollte 500 bis 700 m nicht überschreiten, „um dem Bürger dieser ‚Stadt der Wissenschaften‘ kurze Fußwege zu ermöglichen“. In dieser Stadt werde sich als Zentrum eine über-

schaubare, vom Verkehr kaum berührte „Agora“ entwickeln, an der die großen zentralen Einrichtungen der Universität zu liegen hätten.

Obwohl unter Lindes Aufsicht in Baden-Württemberg viele standardisierte Forschungshochhäuser entstanden, wurden Forscher aus dem Umkreis des Stuttgarter Instituts für Hochschulbau nicht müde, die sozialen Aufgaben des Universitätsbaus herauszustellen. Kostendruck und eine menschenfreundliche Universität der nahen Wege – das waren nur auf den ersten Blick Gegensätze. Tatsächlich waren „Verdichtung und Verflechtung“ wesentlicher Planungsgrundsatz im Universitätsbau, denn dieser sollte, so hieß es 1969, „durch intensive Nutzung des Grundstückes und kurze Wege die Wirtschaftlichkeit erhöhen“.

Das Soziale einplanen

Der Soziologe Peter Jokusch bezeichnete die „Hochschule als sozialen Ort“ und als Stätte der sozialen Interaktion und forderte: „Ein Campus muss als Ganzes konzentriert sein, während die sozialen Räume dezentralisiert werden müssen.“ Auch Horst Linde selbst betonte, dass die soziale Sphäre der Universität der eigentliche Gegenstand der Gestaltung sei. Diese Überlegungen hatten Folgen: Wenzeslaus Ritter von Mann, Leiter des Universitätsbauamtes Konstanz, referierte, dass die Lehrenden und Studierenden an vielen Orten im Konstanzer Gebäudekomplex die Möglichkeit zu zwanglosen Treffen erhalten sollten, wie dies auch in den neuen englischen Universitäten Essex, York, East Anglia und Lancaster konzipiert worden war. In Konstanz finden sich bis heute zahlreiche kleine Verweilorte, die die Planer im Bereich der Geisteswissenschaftler „Commoncenters“ nannten, bei den Naturwissenschaftlern „Rekreativräume“. Gesellschaftlicher Mittelpunkt wurde die zentrale Mensa mit dem angegliederten Studentenwerk und den hier geplanten Einrichtungen für Musik und „Kurzzeitsport“. Besonders wichtig war den Planern die „Ladenzone“, die zwischen Mensa und städtischer Busanbindung zu vermitteln hatte und über Bank und Postamt verfügen sollte.

Eine Besonderheit des Konstanzer Planungskonzepts sind die ausgeklügelten Wegführungen, die von Aufenthaltsorten gesäumt sind. Zu Beginn der Planungen wurde sogar darüber nachgedacht, dass jeder Student mit eigenem Schreibtisch und Bücherregal einen persönlichen Ort erhalten sollte. Da die Studenten den ganzen Tag in der Universität verbringen würden, kümmerten sich die planenden Architekten intensiv um die physischen und mutmaßlich sozialen Bedürfnisse der Benutzer. Die räumliche Organisation sollte die soziale Interaktion fördern, Studenten und Lehrende sollten zur Begegnung ermutigt werden (Abb. 4–5).

5 Geistes- und Sozialwissenschaften im Süden, 2009.



Auch die große Universitätsbibliothek sollte sich in dieses Konzept fügen. Man verzichtete aber auf einen „Tempel der Weisheit“ – statt eines zentralen Repräsentationsgebäudes entstand eine sympathisch verwinkelte und die Universität durchdringende Stätte des Lesens und Lernens. Die frei zugängliche Bibliothek gliedert sich in allgemeine Lesebereiche im Zentrum und führt in speziellere Lesebereiche an der Peripherie. Die zentrale Bibliothek wurde baulich derart in den Gesamtkomplex einbezogen, dass eine repräsentative Außenansicht nicht möglich ist. Ausgliedert wurde lediglich die naturwissenschaftliche Bibliothek.

Planung und Bauzeit

1964 hatte man mit der konkreten Planung begonnen und nach eingehenden Diskussionen konnte sie 1967 abgeschlossen werden. 1969 wurde das Jahr der Bauvorbereitung, bis nach mehr als zehn Jahren Vorlauf 1970 der Baubeginn erfolgte. Nach den Sommerferien des Jahres 1972 nahm man die Gebäude des ersten Bauabschnitts in Betrieb. Zum zehnjährigen Universitätsjubiläum 1976 ging die Großbaustelle in ihr siebtes Jahr. Nun fehlte zur Vollendung des ursprünglichen Bauprogramms nur noch ein Drittel, das man schließlich 1983 fertigstellte.

Seltsam anonym blieben die Planer der Universität. Sicher hatten Horst Linde und sein Stuttgarter Institut einen gewichtigen Anteil an der Konzeption. Das Baubüro selbst wurde von Wenzeslaus Ritter von Mann und Wilhelm von Wolff geführt, als freie Architekten wirkten Eugen Schneble, die Architekten Friemel, Abshagen, Kern, Birkle und Schaudt. Merkwürdig erscheint uns heute auch, dass das eindrucksvolle Projekt selten in deutschen Fachzeitschriften sachkundig beurteilt wurde, im Ausland herrschte nahezu völliges Schweigen. Ein Personenkult ließ sich nicht installieren, zumal die beteiligten Architekten in der großen gemeinsamen Aufgabe aufgingen und sich als eine Art Kollektiv verstanden. Und was baute dieses Kollektiv? – Nichts weniger als das große, lang ersehnte utopische Einhaus der humboldtschen Universität. Mehr als alle anderen Universitätsneubauten der Nachkriegszeit war Konstanz ein integrales Gebäude. Bei unscharfem Hinsehen ist das „große Haus der Wissenschaften“ ein fast quadratischer Block von 350 m Seitenlänge. Von seinen unheimlich herrschaftlichen 220 ha besetzt das Gemeinschaftshaus der Wissenschaften dabei nur ein Zehntel. Der beeindruckend breite Grüngürtel zur Seeseite unterstreicht feierlich die Würde des Komplexes. Tatsächlich erinnert die von grünen Wiesen umgebene Betonstruktur vielleicht nicht zufällig an mediterrane Bergstädte.

Kunst am Bau

Eine wesentliche Eigenheit der Universität Konstanz ist die reiche Ausstattung der Gebäude und Anlagen mit Werken der bildenden Kunst. Grundsätzlich ist das bloße Vorhandensein von Kunstwerken nichts Besonderes: Die Landesregierung von Baden-Württemberg folgt seit 1955 dem Beschluss des Deutschen Bundestags, der festgelegt hatte, dass „zur Förderung der Kunst und des Kunsthandwerks bei allen staatlichen Baumaßnahmen,

6 Forum mit Mensa (gelb) und Foyer (Mitte), Audimax (blau), geistes- und sozialwissenschaftliche Trakte (oben), 2009.

7 Mensa, Speisesaal, 2009.

8 Mensa und Aussichtsterasse zum Bodensee, 2009.





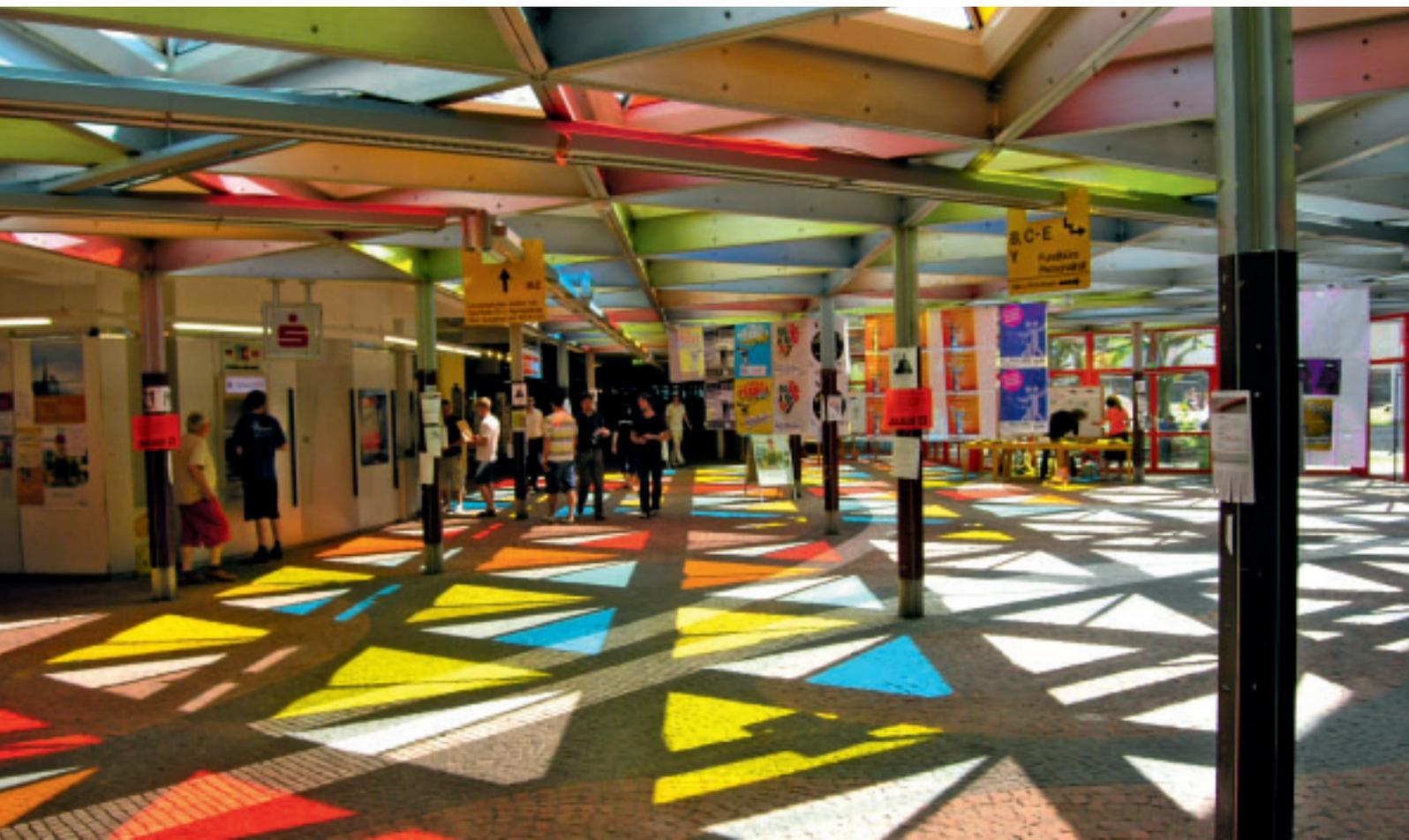
9 Skulptur von Friedrich Gräsel (1974) im Parkbereich, 2009.

deren Eigenart es rechtfertigt, ein bis zwei Prozent der Bauauftragssumme für bildnerische und kunsthandwerkliche Arbeiten“ ausgegeben werden sollten. Diese Verpflichtung wird bis heute sehr ernst genommen. „Kunstkommissionen“ entscheiden bei den Oberfinanzdirektionen über Ankäufe und Wettbewerbe. Kunst am Bau gibt es also an und in jedem Staatsbau der Nachkriegszeit. Doch was ist das Besondere in Konstanz? – Es ist der Dialog. Denn hier wurden die größten theoretischen und praktischen Bemühungen unternommen, sich von der Kunst am Bau als „Applikation“ zu verabschieden und eine aktuelle Diskussion einzuleiten, was das Verhältnis von Kunst und Bau nun sei, und erweiterte diese um die Landschaft als drittes Element.

10 Foyer beim Forum, 2009.

Jene von den Gründern und Architekten ausdrücklich erwünschte „Durchdringung von Architektur durch Kunst“ verwirklichte man mit Konsequenz und Courage, was bei den vorbildhaften Universitätsbauprojekten Englands völlig undenkbar gewesen wäre. Man habe Angst vor Norm und Standard gehabt, die Häufung des Gleichförmigen gefürchtet und die Kunst als „Feuerwehr“ herbeigerufen, so lautete der Vorwurf. Tatsächlich erzeugte die Furcht vor dem Betonraster und annähernd 100 000 m² Nutzfläche einen deutlichen Impuls zur bildenden Kunst. Diese Motivation ermöglichte allerdings auch einige kraftvolle, sehr individuell gestaltete Einzelbauten, die den Raster bewusst durchbrachen, wie die eindrucksvolle Mensa Eugen Schnebles mit ihren wuchtigen Holzkonstruktionen im Inneren, der bewegten Dachlandschaft und dem grandiosen Ausblick über den See (Abb. 6–8).

So wurde ein Wettbewerb ausgelobt, der zum respektvollen Dialog mit der Architektur herausforderte. Federführend war hier der Karlsruher Akademieprofessor Walter M. Förderer, der sich durch die Handelshochschule St. Gallen als Architekt und Bildhauer einen Namen gemacht hatte. Jene 1969 und 1974 von etwa 170 Künstlern im Wettbewerb ausgewählten 29 Arbeiten prägten bald die Innen- und Außenräume. Das Projekt Kunst am Bau nahmen die Architekten sehr ernst und wurden nicht müde, den Künstlern die zurückliegenden Planungsschritte immer wieder zu erläutern. Die erfolgreiche Aktion wurde 1978 mit einer Einzelausstellung im Kunstverein Freiburg gewürdigt (Abb. 9).



Eine Utopie wurde Gestalt

Ausdrücklicher als jede andere Neugründung in Deutschland bezeichnete sich Konstanz als „Reformuniversität“ und wurde von der Zeitschrift „Der Spiegel“ als „Harvard am Bodensee“ gefeiert. Dass bei dem Konstanzer Projekt Ideen einfließen, die weit über den Funktionalismus sonstiger Universitätsplanungen hinausgingen, wurde von der Architekturkritik erkannt. Die komplexe interne Verschränkung der Gebäudestrukturen und Wegeführungen ist kein qualitativer Mangel, sondern eine gewünschte Eigenschaft, die in der architektonischen Moderne des 20. Jahrhunderts zwar ungewöhnlich ist, von der Architekturwissenschaft aber bereits als symbolische Form und ästhetische Qualität gewürdigt wurde. Utopisch ist Konstanz in seinem planerischen Anspruch. Dieser ist mitnichten totalitär, doch aber total zu nennen. Alles wollte bedacht und einkalkuliert sein: Forschung, Lehre, Erholung und deren räumliche Verschränkung und Organisation. Das große Gebäude sollte nicht „großer Bruder“, sondern fürsorgliche Mutter sein, die gebaute Entsprechung der „Alma Mater“.

In Konstanz ging man daran, eine moderne Universität um die modernen Erfahrungswissenschaften herum neu zu organisieren und zu bauen. Die alt-hergebrachten, berufsbezogenen Fakultäten sollte es nicht mehr geben, wie der Soziologe Ralf Dahrendorf berichtet: „Konstanz war im Ansatz her die letzte Reform aus Humboldtschem Geiste. Der radikalste Vorschlag für die neue Struktur [...] war von der Absicht geleitet, Humboldt vom Kopf, auf dem er stand, auf die Füße zu stellen.“

Der Gebäudekomplex der Uni Konstanz hat sich als zukunftsfähig erwiesen, denn er ist anpassungsfähig und erweiterbar. Er ist ein bedeutendes bauliches Monument des gesellschaftlichen Aufbruchs der 1960er Jahre, das sich vom historischen Universitätsbau kühn distanziert und bei aller Verspielt-heit noch nichts mit der Postmoderne gemeinsam hat. Konstanz verkörpert die Gegenbewegung zum solitären, gelegentlich rücksichtslosen Betonbau der 1960er Jahre. Wie im vielgestaltigen Schulbau der Zeit reagierte die Architektur wieder auf



11 Terrassenbereich des Forums, 2009.

die Besonderheit des Standorts. Die Universität Konstanz als Gebäude ist Bestandteil des „heimlichen Lehrplans“ und wurde bereits als „didaktische Architektur“ bezeichnet. Mit den englischen „New Universities“ teilt Konstanz den Willen, das eigentlich Unplanbare einzuplanen – das menschliche Verhalten. Nach dem Architekturhistoriker Stefan Muthesius darf Konstanz als Höhepunkt der Entwicklung einer architektonischen, institutionell-akademischen Ganzheit gelten. So viel Aufbruch war nie: Anstelle der Addition selbstständiger Institutsgebäude entstanden eng miteinander verflochtene Baukomplexe als sichtbarer Ausdruck einer neuen Auffassung von Forschung und Lehre (Abb. 10–12).

Literatur

Clemens Kieser: Stadt, Haus oder Insel? Die Universität Konstanz als gebaute Utopie, in: Klaus Gereon Beuckers (Hrsg.), Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe, Kiel 2010, S. 259–280.
Stefan Muthesius: The Postwar University. Utopianist Campus and College, Yale 2000.

Dr. Clemens Kieser
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege

12 Eingangsbau bei den Sozialwissenschaften im Süden, 2009.

